

Daniel Mendelsohn

Flüchtige Umarmung

Daniel
Mendelsohn

Flüchtige Umarmung

*Von der Sehnsucht und
der Suche nach Identität*

Aus dem Englischen
von Eike Schönfeld

Mit einem Vorwort
von Carolin Emcke

Siedler

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
The Elusive Embrace: Desire and the Riddle of Identity bei Knopf.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 1999 by Daniel Mendelsohn

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021

Siedler Verlag, München, in der

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Umschlagabbildung: Antonio Canova, Amor und Psyche

(Ausschnitt), 1787–93

© akg-images/Erich Lessing

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0065-6

www.siedler-verlag.de

Zum Gedenken an

ABRAHAM JAEGER

1902–1980

und an

PAULINE STANGER FREEMAN

1901–1963

der Anfang aller Geschichten

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Goethe, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*

Was ist das Rätsel dahinter?

Sokrates, in Platons *Apologie*

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

11

I. Geographien

17

II. Vielzahlen

61

III. Vaterschaften

119

IV. Mythologien

189

V. Identitäten

243

Nachwort

247

Dank

253

Quellennachweis

255

VORWORT

In der ersten ihrer Frankfurter Poetik-Vorlesungen mit dem Titel »Fragen und Scheinfragen« aus dem Jahr 1959 spricht Ingeborg Bachmann von dem

»Denken, das zuerst noch nicht um eine Richtung besorgt ist, einem Denken, das Erkenntnis will und mit der Sprache und durch Sprache hindurch etwas erreichen will. Nennen wir es vorläufig: Realität.«

Nichts beschreibt besser die unvergleichbare Gabe von Daniel Mendelsohn, nichts beschreibt besser, was sein brillantes Debüt, den biographischen Essay *Flüchtige Umarmung*, auszeichnet: Es ist eine Meditation, in der das Denken noch nicht um eine Richtung bemüht ist, in der das Denken nichts scheut und niemanden schont. Auch nicht sich selbst oder die eigenen Gewissheiten. Es ist ein Denken, das Erkenntnis will und mit der Sprache und durch die Sprache hindurch etwas erreichen will. Mendelsohns Denken nimmt Umwege und Abzweigungen, er untersucht das Vertraute und das Unvertraute, er will das Rätsel des Selbst freilegen, ohne es seiner Ambivalenzen oder Komplexitäten zu berauben.

Daniel Mendelsohn ist Autor, Kritiker, Übersetzer und, nicht zuletzt, Altphilologe, und so schöpft er aus dem spektakulär tiefen Fundus einer Bildung, die weniger statisches Material

als dynamisches Instrument ist, um in immer wieder neuen Zugriffen, neuen Blickachsen eigene Erfahrungen und Erinnerungen zu durchleuchten. Dabei ist Mendelsohn vor allem Geschichten-Erzähler, man kann ihn fast hören, wenn man ihn liest. Die Art und Weise, wie Mendelsohn das Erlesene und das Erlebte verbindet, ist so elegant wie witzig, wie er literarische Figuren oder reale Familienangehörige gleichermaßen auf ihre Beweggründe hin prüft, ist so berührend wie weise.

Mendelsohns Essays sind gelehrt, aber niemals belehrend, sie sind subjektiv, aber nie aufdringlich oder indiskret. Das hat damit zu tun, dass Mendelsohn ein untrügliches Gespür für Nähe und Distanz auszeichnet: Es gibt kaum einen Autor, der so genau den richtigen Abstand zu wahren weiß zu den Figuren seiner Erzählungen. Nie klingt er distanziert-besserwisserisch, nie distanzlos-übergriffig. Auch wenn er Menschen in ihren Irrungen oder Eitelkeiten, ihren Sehnsüchten oder Nöten beschreibt, behalten sie doch immer ihre Autonomie und ihre Würde. Auch wenn er Illusionen erschüttert oder Geheimnisse lüftet, belässt er allen Figuren immer noch einen Rest des unerklärlich Menschlichen. Die Suche nach Erkenntnis ist in *Flüchtige Umarmung* nie bitter und gnadenlos, sondern immer staunend und human.

»Es gibt nichts Elementareres und damit auch Stressanfälligeres als unseren Wunsch zu wissen, wer wir wirklich sind, und unsere Abstammung genau zu kennen.«

Daniel Mendelsohn denkt und erzählt genealogisch: Er nimmt einen Wert, eine Tradition, eine Gewohnheit und legt ihren historischen Ursprung frei. Dabei spielt es keine Rolle, ob es

eine intime Praxis oder ein öffentlicher Ort oder ein altes Epos ist, ob es promiske Lust oder Grabinschriften auf jüdischen Friedhöfen zwischen Brooklyn und Queens oder die Tragödien von Sophokles sind – Mendelsohn befragt mit derselben neugierigen Unbestechlichkeit das Individuelle und das Gemeinsame, das Gegenwärtige oder das Vergangene. Er nimmt Mythen, Geschichten, Sätze, Begriffe auseinander, führt sie zurück auf ihre Wurzeln und befragt sie auf ihre Bedeutung, er will verstehen, was ihn (und uns) prägt und bedingt.

Herkunft verweist hier nie allein auf einen Ort oder eine Familie, sondern immer auch auf die Geschichten, die weitergereicht wurden von Generation zu Generation, die Erzählungen und Bilder, die als kulturelle Bezüge vererbt wurden, die vergilbten Aufnahmen oder unleserlichen Einträge in Registern, die Legenden, die gebildet wurden, aus Scham oder Verzweiflung. Herkunft verweist hier auch auf das, was beschwiegen oder verdrängt wurde, die Lücken der Erinnerungen und die bewussten oder unbewussten Retuschierungen. Etwas in seiner Entstehung zu rekonstruieren, bedeutet bei Daniel Mendelsohn eben gerade nicht, etwas nachzuvollziehen, das einen abhängig oder unfrei macht, sondern im Gegenteil sich der Zufälle, Fehlleistungen und Brutalitäten der Geschichte bewusst zu werden – und freier daraus hervorzugehen.

Es ist dieses Buch, mit dem Mendelsohn erstmals das einzigartige Genre des analytischen Erzählens vorführt. Schon hier zeigt sich, was die Leser:innen seiner späteren, vielfach ausgezeichneten Bücher (*Die Verlorenen*, deutsch: 2010, oder *Eine Odyssee. Mein Vater, ein Epos und ich*, deutsch: 2019) kennen: das elegante Verknüpfen autobiographischer Erinnerungen mit philologischen und literarischen Reflexionen, aber auch

die leidenschaftliche Suche nach den Bruchstücken der eigenen Geschichte, nach dem, was verloren und vergessen wurde. Es ist eine kuriose Verdrehung, eine, die in einer von Daniel Mendelsohns Erzählungen auftauchen könnte, dass seine Bücher auf Deutsch in falscher Reihenfolge erscheinen: dass eben sein Debüt, das Werk, mit dem er sich und sein homosexuelles Begehren vorstellt, als Letztes erscheint.

In fünf Kapiteln – *Geographien, Vielzahlen, Vaterschaften, Mythologien, Identitäten* – vermisst Mendelsohn die sexuellen, affektiven und geistigen Räume seines Lebens. Dort, wo andere homosexuelle Autoren individuelle und kollektive Verletzungen und Kränkungen betonen würden, dort, wo andere gesellschaftliche Tabus und Repression herausstellen würden, öffnet Mendelsohn die Freiräume, die Möglichkeiten, den Horizont aus Lust und Begehren, aber auch Vaterschaft und Familie. Was als sich wechselseitig ausschließende Sehnsüchte gilt, der flüchtige, bindingslose Sex der Straße oder des Onlinedatings und die dauerhafte, tiefe Liebe zu einem Kind, Mendelsohn bringt sie so leichthändig zusammen, als wären sie ideologisch nie als Gegensätze aufgebaut worden.

Das Leitmotiv des Essays, das wie das Thema einer Fuge in verschiedenen Stimmen variiert, immer wieder aufgenommen und verwandelt wird, bildet dabei Mendelsohns Rekurs auf das altgriechische Begriffspaar »men« und »de«, das Sowohl-als-Auch, das einerseits und andererseits, die vermeintlichen Widersprüche, die sich nicht ausschließen müssen, die sich in einem verbinden können.

»Liest man griechische Literatur lange genug, dann strukturiert dieser Rhythmus zunehmend auch das Denken

über andere Dinge. Die Welt *men*, in die man hineingebo-
ren wurde, die Welt *de*, die man sich zum Leben aussucht.«

Ich erinnere mich, wie ich dieses Buch bei seinem Erscheinen in den USA las und welchen glücklichen Schock es auslöste. Selten gibt es Bücher, die wirklich ins eigene Leben eingreifen, die eine Denkfigur oder eine literarische Form entwickeln, die etwas löst, mit der es sich anders, besser, freier leben lässt. Daniel Mendelsohns *Flüchtige Umarmung* war und ist für mich ein solches Buch. Wie sich das eigene Leben (und Schreiben) den normativen Zuschreibungen entziehen kann, wie die Vorgaben und Annahmen, die uns in falsche Gegensätze zwingen wollen, aufgelöst werden können, wie sich Identität eben nie als etwas Reines und Statisches verstehen lässt, sondern als etwas Lebendiges, Hybrides, Wandelbares, wie sich im Schreiben wie im Leben eine eigene Form schaffen lässt – davon handelt dieses wunderbare Buch. Es ist ein Geschenk.

Carolin Emcke, Berlin im Juni 2021

I. GEOGRAPHIEN

Seit Langem lebe ich an zwei Orten.

Der eine ist eine stille Straße mit Häusern, deren Fenster zwischen Holzläden auf Bäume und gelegentlich ein Auto spähen, eine Straße, die in vieler Hinsicht der nichtssagenden gleicht, in der ich aufwuchs, gärend und voller Angst. Wenn ich dort bin, lebe ich in einem jener schmalen, äugenden Häuser mit einer Frau und einem Kind. Doch dazu später.

Der andere Ort, an dem ich lebe, liegt in New York, ein klein wenig nördlich der Schwulenkultur.

Einen halben Block westlich von meiner Haustür verläuft die Eighth Avenue, eine vierspurige Nord-Süd-Ader, die den Verkehr in die Vorstädte leitet – also nach Norden. Die Eighth Avenue beginnt tief im Zentrum als die viel kleinere Hudson Street, die an manchen Stellen noch mit Kopfsteinen gepflastert ist und endlos obskuren Dauerreparaturen unterzogen wird; dort unten führt sie vorbei an winzigen Querstraßen, deren nummernlose Namen ihr hohes Alter verraten, denn gelangt man übers Village hinaus, über die Fourteenth Street, tritt an die Stelle der willkürlichen, krummen, uralten Straßen südlich davon das jüngere, moderne, starre Gitter, als das Manhattan angelegt ist. Das Gitter ist zumeist einfach: Die längs laufenden Linien heißen Avenues, und ihre Zahlen steigen von Ost nach West an (mit ein paar berühmten Ausnahmen wie Park und Madison); die quer laufenden Linien sind Straßen, deren Nummern von Süden nach Norden ansteigen.

Gelegentlich werden Versuche unternommen, diesen Nummern Namen aufzuzwingen – beispielsweise sollen wir die Sixth Avenue »Avenue of the Americas« nennen, und jemand hat ein Stückchen der West Sixty-fifth Street beim Lincoln Center in »Leonard Bernstein Way« umgetauft – doch die New Yorker, stets in Zeitnot, freuen sich an der fixen, unromantischen Effizienz der Nummern und ignorieren die Namen. In vieler Hinsicht sind wir eine Stadt mit Menschen, denen Nummern lieber sind als Namen.

Auf ihrem Weg durchs West Village, bis vor Kurzem noch das Zentrum von New Yorks schwulem Leben, schüttelt die Hudson Street kurz vor der Fourteenth Street, der Ost-West-Ader, welche die Südgrenze des Viertels namens Chelsea bildet, des gegenwärtigen Zentrums von New Yorks schwulem Leben, ihre Kurven ab und verbreitert sich zur Eighth Avenue. Die Fourteenth Street trennt das Village von Chelsea. Die meisten Straßen im Greenwich Village tragen Namen, in Chelsea sind alle nummeriert.

Geht man den halben Block von meiner Tür zur Eighth Avenue, biegt dort, in den mittleren Twenties, nach rechts in sie ein und folgt dem Verkehr nach Norden, gelangt man erst an einigen nichtssagenden Lager- und Mietshäusern vorbei und dann, an der Twenty-seventh Street, am Fashion Institute of Technology, allgemein bekannt unter seinem Kürzel FIT oder, wie die Einheimischen sagen, »Fags in Training« (Schwuchteln in der Ausbildung); danach kommen der große Bahnhof an der Thirty-fourth Street und der Busbahnhof an der Forty-second. Die Avenue führt weiter über das glitzernde Gewirr des Times Square, um dann nach einer kurzen Auflösung in den unüberschaubaren Schnellen des Columbus Circle wieder ziemlich prachtvoll als Central Park West aufzuerstehen. Gesäumt von stämmigen, matronenhaften Vorkriegs-

bauten auf einer Seite und vom Park auf der anderen, trennt die Central Park West säuberlich Kultur von Natur, damit Letztere von all jenen eingehend betrachtet werden kann, die hinreichend betucht sind, um den Blick zu genießen. Sie setzt sich mit bourgeoisiertem Biedersinn den Park entlang fort in die West Seventies, Eighties und Nineties – Adressen, die mindestens bis zum Aufstieg Chelseas zum vorrangigen Schwulenviertel bei vielen Schwulen beliebt waren, nun aber eher, wenigstens von den Emigranten in meinem Viertel, mit Yuppies, Flaneuren und irgendwie Heterosexualität assoziiert werden.

Aber natürlich wende ich mich am Ende meines Blocks nur selten nach rechts. Vielmehr gehe ich meistens nach Süden, entgegen dem Verkehrsstrom. Dann sind es von meiner Straße nur zwei Blocks zur Twenty-third Street, der Nordgrenze Chelseas. Das Viertel erstreckt sich nach Osten bis zum Broadway und nach Westen bis zur Tenth Avenue, doch ihr Herzstück ist die Eighth Avenue. Zwischen der Fourteenth Street im Süden und der Twenty-third im Norden ist die Eighth Avenue praktisch die Hauptstraße der schwulsten Enklave der schwulsten Stadt der Welt.

Von einem solchen Ort träumte ich, als ich auf der Highschool war, in einem ziemlich neuen Vorort, der das Wort »Old« im Namen trug, als wollte er seinen Bewohnern, amerikanischen Hausbesitzern der ersten Generation, die Unsicherheit nehmen; einem Vorort, dessen bauidentische Häuser sich lediglich durch die Farbe ihrer funktionslosen Fensterläden unterschieden. Bestimmt hatten viele andere schwule Jugendliche denselben Traum (und haben ihn noch immer). Wie ich werden sie mehrere aufeinanderfolgende Wochenenden nervös zwischen den Regalen der örtlichen Leihbibliothek oder bei B. Dalton verbracht haben, um dort heimlich gewisse Bücher zu lesen, so groß war die Panik, diese gewis-

sen Bücher mit nach Hause zu nehmen; wie ich werden sie weiche, fordernde Mädchenkörper mit derselben willigen Leidenschaftslosigkeit geküsst und gestreichelt haben, mit der sie im Labor Frösche seziierten, und wie ich werden sie sich dabei vielleicht andere Klassenkameraden vorgestellt haben müssen, deren gestreifte Badehosen und breite, linkische Schultern in manchen ihrer Freunde eine panische Zärtlichkeit weckten, die sich, da unaussprechlich, schnell zu Ironie verhärtete. Ich stellte mir insgeheim einen Ort vor, wo alle Leute andere Jungen waren und wo alle Geschäfte, alle Bücher, Lieder, Filme und Restaurants von Jungen waren und sich um andere Jungen drehten. An einem solchen Ort konnte die äußere Wirklichkeit der Welt, die auf Augen und Ohren traf, endlich irgendwie der inneren, verborgenen Realität dessen angepasst werden, wie man sich selbst empfand. Ein Ort, wo willige Leidenschaftslosigkeit und Ironiepanzer nicht mehr nötig wären.

An diesen Ort gelange ich nun, wenn ich mich, am Ende meiner Straße angekommen, statt nach rechts nach links wende. Es ist seltsam, aber nun, da ich dort bin, weiß ich nicht recht, ob ich tatsächlich auch dort sein will. Ich teile jetzt mein Leben zwischen meinen beiden Geographien auf: den vertrauten Straßen Chelseas mit ihren Männern und Jungen, ihrem Fleisch, und der Straße in dem Vorort rund hundert Kilometer entfernt, gesäumt von Sumpfeichen und verschwiegenen alten Häusern. Vor diesen Häusern sind keine jungen Männer zu sehen. Eher ein pensionierter Witwer, der mit einem rostigen roten Mäher den Rasen mäht – »das Gras schneidet«, könnte er sagen –, oder eine alte Frau, die auf der Veranda sitzt und sich mit einem Boulevardblatt Luft zufächelt, die Straße und anderer Leute Fenster nach einem Ereignis absucht, nach etwas, was passieren könnte. Diese Häuser,

die schon lange standen, als die mit dünnen Schindeln gedeckten Häuser dort, wo ich aufwuchs, hastig zusammengebaut wurden, sind behäbig: Man spürt, sie wissen, dass sie auch noch die jetzige Generation ihrer Besitzer überleben werden. Diese Häuser haben echte Fensterläden, die auch funktionieren.

Manchmal gehe ich in einer Schreibpause die Eighth Avenue entlang bis zur Fourteenth Street. An der Ecke Twenty-second Street ist das Big Cup, ein Coffeeshop in Neonfarben, der als spätabendliche Alternative zu den Schwulenbars noch beliebter geworden ist denn als nachmittäglicher Treffpunkt anderer Freiberufler. Letztere fallen, soweit ich sehe, tendenziell in zwei Gruppen: Schreiber, deren aufwändige Scharade, ihren Laptop produktiv zu nutzen, mit jedem hoffnungsvollen Blick zur Eingangstür durchsichtiger wird, sowie eine kleine, aber ziemlich regelmäßig erscheinende Ansammlung von Strichern, die das Telefon am hinteren Ende in Beschlag nehmen und dabei Namen in ihrem vermutlich schwarzen Büchlein abhaken. In der Twenty-second Street selbst sind das Barracuda, eine niedrige Schwulenbar, die, seitdem sie im Herbst 1995 mit einer Party anlässlich des Erscheinens einer radikal queeren Abhandlung der lesbischen Aktivistin Urvashi Vaid eröffnet wurde, ausschließlich von geilen jungen Mittelschichtschwulen frequentiert wird, sowie die direkte Nachbarin des Barracuda, eine Buchhandlung namens Unicorn, deren von unbedeutenden Auslagen gesäumten kleinen Verkaufsraum man auf dem Weg ins schummrige Hinterzimmer durchquert, wo Männer miteinander Sex haben können, nachdem sie ein Eintrittsgeld von zehn Dollar bezahlt haben.

Aber wie gesagt, zumeist gehe ich einfach die Eighth weiter. Gleich hinterm Big Cup ist ein Einrichtungshaus namens

Distinctive Furnishings, wo man unter anderem auch Bildschirmschoner mit fast nackten, muskelbepackten jungen Männern in Badehose erwerben kann. Dann kommt ein Bekleidungsgeschäft namens Tops N Bottoms (ein lustiger Doppelsinn: In der Sprache des Schwulensex stehen diese Wörter für jene, die beim Verkehr die aktive und passive Rolle bevorzugen). Ein Kartenladen gleich nebenan, Rainbows and Triangles, bietet eine vollständige Sammlung schwulenaffiner Geburtstags-, Jubiläums- und Trauerkarten. »Weil ich weiß, wie du dich fühlst«, steht auf der Innenseite einer Karte, die außen einen gut gekleideten jungen Prachtkerl im schwarzen Anzug mit einer weißen Rose in der Hand zeigt. Auf dieser Seite der Avenue passiert man dann auch das Fitnessstudio American Fitness, das fast ausschließlich unter seinem eher schelmisch-wortspielerischen Spitznamen »American Princess« bekannt ist. Viele der von Schwulen frequentierten Fitnessstudios wurden ähnlich umgetauft: Better Bodies wurde zu »Bitter Bottoms«, und in einem mokanten, aber durchaus auch bewundernden Tribut an die hypertrophen Brustmuskeln des Besitzers kennt man den Fitnessclub David Barton an der Ecke Sixth Avenue und Thirteenth Street auch als »Dolly Parton's«. Etwas weiter südlich ist das Chelsea Gym, durch dessen riesige Fenster im ersten Stock man Männern beim Radfahren, Stemmen und Laufen zusehen kann. Dort findet auch die entscheidende Begegnung zwischen den beiden männlichen Hauptrollen in dem Schwulenfilm *Jeffrey* statt. Vielleicht in Anerkennung seines Primats in der Chronologie der Körperkultur hat das Chelsea Gym keinen Spitznamen.

Ebenfalls auf dieser Seite der Eighth Avenue befinden sich das Restaurant Viceroy – was als eines der »netten« Esslokale in dieser Avenue gilt, die offenbar, je mehr man's sich überlegt, zu kaum etwas anderem existiert, als Männerkörper zu

ernähren, zu formen und einzukleiden – und der Videoladen Video Blitz. Direkt gegenüber dem Video Blitz an der Seventeenth Street ist eine riesige Blockbuster-Filiale, doch anwohnende Schwule frequentieren gern beide, da das Blockbuster nicht mit der reichen Auswahl des Video Blitz an Kunstfilmen und Schwulenpornos zum Ausleihen mithalten kann: *The Bigger the Better, A Matter of Size, Brothers Should Do It*.

Komme ich südlich bis zur Fourteenth Street, überquere ich die Eighth Avenue meistens und gehe wieder zurück nach Norden. An der Fifteenth passiere ich das Candy Bar and Grill, das im Herbst 1996 aufmachte und dessen Tür abwechselnd von einer recht großen Dragqueen und einem kleineren, pummeligen Club-Promoter überwacht wird. Das Dekor erinnert an die gehobenen Hotels der Catskills in den fünfziger Jahren, wo meine jüdische, heterosexuelle Familie etwa 1953 ein Wochenende verbracht haben mag, dem Jahr, als meine Eltern, ein Mathematiker und eine Lehrerin, heirateten; inzwischen jedoch sind die großen, raffinierten Art-Moderne-Leuchten, die jene jungen Juden vor beinahe fünfzig Jahren beeindruckt haben mögen, irgendwie zu Objekten der Ironie geworden und stehen bei den jungen, attraktiven Schwulen, die hierherkommen, um sich glamourös und besonders zu fühlen, für eine ganz eigene Form von Stylishness, eine gewisse Art des Bescheidwissens. Nördlich der Candy Bar ist die FoodBar, vielleicht das beliebteste Restaurant des Viertels, mindestens teilweise deswegen, weil sein Mitbesitzer Joe ebenso üppig mit Muskeln versehen und von dunkler Schönheit ist wie manche Gäste oder wie die meisten es erstreben. Passiert man die FoodBar, sieht man ihn unweigerlich durch das riesige Schaufenster, in das der Name des Restaurants eingätzt ist; er sitzt in seinem engen T-Shirt rauchend auf einem Barhocker am Eingang und verteilt Sitzplätze und Luftküsse

an massige Männer in Arbeitsstiefeln und Tanktops. Oft, wenn ich vorbeikomme, zieht er amüsiert die Augenbrauen hoch und winkt mich mit einem Blick zu sich, der sagt, er werde meine unvermeidlichen Klagen über zu viel Arbeit und drohende Abgabetermine nicht ernst nehmen; er schiebt mir auf dem Tresen eine Schachtel Zigaretten hin, bestellt ein Glas Rotwein für mich und eins für sich, und dann plaudern wir über Jungen und Bücher. In der FoodBar finden sich keine unansehnlichen Kellner.

Gleich hinter der FoodBar, weiter Richtung Norden auf der Eighth, ist das Eighteenth and Eighth, ein Anker des Viertels mit einer etwas anderen, nicht ganz so komplex bemuskelten Klientel wie die der FoodBar; man spürt, dass das Personal hier eher mit Musicalmelodien vertraut ist als mit den überlangen Dance-Remixes von *I am What I Am*, dem Hit aus dem Broadwaymusical nach der französischen Komödie *La Cage aux Folles*, ein Song, der zu einer Art informeller Nationalhymne der amerikanischen Schwulencommunity geworden ist. Danach kommt ein ziemlich karges Stück bis zur Twenty-third – wenngleich auf diesem Abschnitt absurderweise wohl am meisten im Viertel gecruist wird, vielleicht, weil die Fußgänger dort eher nicht in Schaufenster, sondern stur geradeaus schauen.

Die Kreuzung Twenty-third und Eighth ist diejenige, die einer meiner Freunde und ich nur halb im Scherz die Kreuzung des Begehrens nennen. Hier habe ich gelegentlich vollkommen fremde Männer getroffen, die ich attraktiv fand und mit denen ich dann auch nach Hause gegangen bin. An deren Südwestecke steht ein Gebäude, das manche meiner Bekannten Trick Towers nennen und in dem ich mit Fremden Sex hatte, eines auch, in dem ein hübscher Mann, den ich kennen-

und mögen gelernt hatte, ein erfolgreicher junger Manager, der auf Geschäftsreisen heimlich traurige Gedichte schrieb, wohnte und auch wohnen blieb, nachdem er mich schlagartig nicht mehr zurückrief. (Das ist die andere, die Kehrseite des Tricking.) Der erste Fremde, den ich dort auf diese Weise traf, nachdem ich nach Chelsea gezogen war, ohne zu wissen, wie es sich seit meinem letzten Aufenthalt in New York entwickelt hatte – ich war nur erleichtert, dass ich nach dieser langen Abwesenheit von der Stadt, einer Zeit, in der ich die Worte der Toten studierte, so schnell eine Wohnung gefunden hatte, die der Freundin einer Freundin; Letztere machte mich mit ihrem Mitbewohner bekannt, mit dem ich eine Weile schlief und der inzwischen gestorben ist; auch der Bruder der Ersteren ist gestorben –, der erste Fremde also, den ich auf diese Weise traf, war ein dunkeläugiger, dunkelhaariger Kubaner, dem ich eines Tages auf dem Heimweg von der FoodBar begegnete. Er wirkte nicht wie ein Latino auf mich. Etwas an seiner kompakten Statur und seiner Nase, die irgendwie gebrochen schien, weckte in mir den Gedanken, dass er möglicherweise einer meiner jüdischen Verwandten war.

Es war ein klassischer Cruise mit seiner vorhersehbaren Choreographie. Nach einem Blickwechsel gingen wir ein paar Schritte weiter, dann drehte sich jeder um, um sicherzugehen, dass der andere auch hersah, dann gingen wir noch ein paar weitere Schritte, machten schließlich kehrt und gingen mit einem schützenden ironischen Grinsen aufeinander zu. Er sei unterwegs zu einem Termin, sagte er, ob ich mich aber mit ihm später, gegen sechs, an derselben Stelle treffen wolle? Ich wollte. Wir trafen uns um sechs und gingen dann in seine Wohnung, die nur einen halben Block von meiner entfernt lag; davor aber gingen wir noch ein-, zweimal um den Block. Das war, bevor ich die flinke Effizienz des Street